

Die Zelle West

Nr. 27

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Stephan, der Schmied.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Schluß.)

Als Gallheimer, der Gändler, aus dem Welschen zurückkehrte, bekam er auf dem Welschberg etwas zu hören, was ihn erstaunte: Die Schmiede zu Waltheim sollte er nicht verkaufen, Stephan Fausch würde nächster Tage schon wieder auf sein altes Eigentum hinabziehen. — „Was es gegeben habe,“ fragte der Gändler. — Eine Antwort bekam er nicht. Der Schmied sagte nur das grobe Wort: „Das geht Euch am Ende nichts an, was ich tue.“ So hatte Gallheimer eine neue Nuß an ihm zu knacken, dessen Art und Leben ihn schon oft beschäftigt hatten. Simmen, der Wirt, aber, den er nachher um den Grund von Fauschs Fortgehen fragte, machte ebenfalls Ausflüchte. Stephan Fausch lebte indes die Tage dahin, wie er sie immer gelebt hatte; hier und da nagelte er eine Kiste Gabseligkeiten zu und machte so seine Habe allmählich wieder reisebereit. Raim und die Katharina gingen mit einer Art Scheu, fast auf den Zehen, um ihn herum. Es war etwas an Fausch, was sie nicht recht begriffen, und was sie beide unwillkürlich klein und demütig machte. Sein Wesen hatte sich doch in nichts geändert; er sparte die Worte, wie immer, und was er sagte, klang mürrisch. Selbst an dem Morgen war das nicht anders gewesen, als er Raim in die Werkstatt gerufen, und ihm mitgeteilt hatte, daß er wieder nach Waltheim ziehe. Raim hatte aufgehört, dann widersprochen und, vom Vater rauh angelassen, endlich geschwiegen, um sich alles zu überlegen. Jetzt, nach Tagen, sann er noch daran herum. Bald überwog in ihm die Freude, weil er, Raim, auf dem Hospiz bleiben sollte, Zweifel weil er den plötzlichen Entschluß des Vaters, fortzugehen, nicht ver-

stand. Eines war ihm klar: wenn er selbst vom Vater losgelöst war, so mußte die Schande eher still werden, schloß es wohl allmählich ein, daß jener ihn einst mit dem Sündennamen gerufen. Allein hatte er, Raim, wohl den Mut,

da oben zu bleiben, sich noch eine Weile von ein paar Knechten oder Mägden ausspotten zu lassen, bis — bis die Spötter müde waren. Aber der Vater? Was ging mit dem sonderbaren Mann vor? War es nicht fast gewiß, daß er ihm, Raim, ein Opfer brachte, indem er ging? Heute ihm das, was er ihm einmal angetan? Und hatte er gar — manchmal aus kleinen Dingen schien das so — hatte er für ihn, Raim, etwas wie Anhänglichkeit? Der junge Mensch konnte das alles ruhig überdenken. Er hatte bisher für Fausch weder Liebe noch Abneigung empfunden. Der Vater halte in seinem Leben wenig getan, um jene zu wecken, und doch zuviel, um diese aufkommen zu lassen. Aber je mehr er jetzt an Fausch herumriet und sann, desto klarer wurde ihm, daß in dessen innerstem Wesen etwas war, was er bis jetzt weder erkannt noch begriffen hatte, etwas, das ihm zu denken gab, ihn scheu machte, als stünde jener auf einmal ganz hoch über ihm. — In dessen ging die Zeit herum. Fauschs Gabseligkeiten waren eines Tages alle gepackt. Derselbe Wagen stand jetzt wieder vor der Tür, der diese Gabseligkeiten vor Monaten heraufgebracht hatte. Er wurde beladen, und auf eine Kiste setzte sich Katharina, das zerfallene, alte Weib. Ihre Augen wurden heute nicht trocken, denn es blieb einer hier oben zurück, auf dem sie viele Jahre als einer Art Trost geruht hatten, Raim. — Raim wohnte schon seit Tagen im Gasthaus, teilte mit einem jungen Knechte die Kammer und hatte auf der Welt nicht zu klagen. Die Zahl der Gäste hatte wieder zugenommen, es gab viel Arbeit, und Raim und Binzenze tummelten sich wie ehemals in der Herren-



Murillo: Die Melonenesser.

stube. Beiden lief die Arbeit noch mehr als früher von der Hand, denn eine innerliche Freude machte ihnen die Gesichter hell und die Hände leicht. Die wohlgefälligen Blicke der Gäste folgten ihnen. Sah die Wirtin herein, so blieb ihr Gesicht zwar herb und ernst wie je, aber sie fand an Kain nichts auszuheben, und schaute Stimmen selbst in der Stube zum Rechten, so nickte er eins vor sich hin und ging wieder; es ließ sich nicht schlecht an mit dem Schmiedbuben, eine rechte Hilfe war der im Haus!

Die Pferde am Wagen Stephan Fauschs zogen an, die Fuhrleute liefen nebenher. Da kam Kain mit dem Vater vom Gasthaus her, wo der noch Abschied genommen hatte. Stimmen und ein paar andere Leute traten vor die Tür, um sie abfahren zu sehen.

„Bis an den Schwarzseeweg komme ich mit,“ sagte Kain zu Fausch, eilte hinter dem Wagen her, schwang sich hinauf und setzte sich zur Katharina. Er wie ein junger Baum, schlank und biegsam, sie morisch wie ein alter, ganz alter Ast; es gab kein verchiedeneres Paar. Stephan Fausch achtete auf niemanden. In seinem schweren, dunkeln Gewand, die Schmiedemütze auf dem Kopf, ging er hinter dem Wagen her, senkte die Stirn und versiel in die großen, regelmäßigen Schritte, die zu dem marrenden Drehen der Räder paßten. Selbst um Kain schien er sich kaum zu kümmern.

Das Wetter wollte umschlagen. Die Wolken jagten sich am Himmel und spannen sich langsam zu einer silbergrauen, toten Decke zusammen. Aber die Sonne hatte hinter ihr noch Kraft genug, daß ein blendender Schein in die Landschaft fiel. Scharf hingezichnet lag die graue Straße mit den Seen zu Seiten und den düsteren Felsen im Norden, in den sie sich verbarg. Ueber die helle Straße durch den blendenden Schein fuhr der schwere Wagen und trottete schwerfällig der Schmied.

Nest blieb er einige Schritte zurück.

Da legte die Katharina die zitterige Hand auf die Kains. „Ich muß es Dir sagen,“ hob sie heimlichweise an, dabei nach Fausch hinüberspähend, als könnte der sie hören.

„Ja?“ fragte Kain.

„Glaubst mir, daß es ihm halb ans Leben geht, ihm,“ sagte sie, auf Fausch weisend, „daß er Dich nicht mehr haben wird, nachher?“

„Ja — ich —“ sagte Kain, dann stockte er. Sein Blick ging nach dem Vater hinüber; die Empfindung, daß der etwas Großes für ihn tat, drängte sich ihm mächtiger auf.

„Magst mir's glauben,“ raunte die Katharina. Dann verstummten beide und ließen nur unwillkürlich die Blicke schen auf dem nachstapfenden Schmied haften.

Die Seen kamen hinter sie zu liegen, und die Felsen rückten näher. Weit hinten vom Hospiz her kam jemand eiligen Ganges gelaufen. Es war Kain, als erkenne er die Vinzenze; aber sie bog von der Straße ab in hügeliges Mattland hinein und verschwand. So war er nicht sicher, ob er recht gesehen hatte. Er und die Katharina versielen jetzt in ein Gespräch, das sich auf das nahe Auseinandergehen bezog. Der Kummer überkam dabei die Alte, und die Tränen liefen ihr reichlich die Rinnen ihres Faltengesichts hinab. Kain gab sich Mühe, sie zu trösten, und Mitleid und Anhänglichkeit machten ihn so eifrig, daß er überjah, wie sie am Schwarzsee vorüberfahren und die Straße sich talwärts zu mindern begann. Als er wieder auf die Gegend achtete, waren sie schon ein Stück abwärts gefahren, und er hieß hastig die Fuhrleute halten, damit er absteige. Dabei sah er sich nach Fausch um, der nirgends zu sehen war.

„Er ist nicht nachgekommen, der Vater,“ sagte er zur Katharina. „Auf ihn warten könntet Ihr hier,“ fügte er hinzu und schloß:

„Ich muß jetzt. Ich treffe ihn auf der Straße, den Vater.“ Dann gab er der Alten die Hand.

„Wir werden einander schon nicht mehr sehen,“ sagte sie.

„Leb gesund,“ sprach er zu ihr. „Du wirst froh sein, wenn Du da unten wieder im Alten bist!“

Dann sprang er ab. Rasch stieg er bergan und sah sich nicht mehr nach dem Wagen um, der in der Straße hielt. Eine Unruhe trieb ihn unwillkürlich vorwärts. Es war sonderbar, daß der Vater nicht nachkam.

Als er sich dem Eingang zur Pashöhe näherte, sah er den Schmied am Rand der Straße stehen. Er lehnte sich an einen Felsblock, über den hinweg Ausblick über die Hochebene war. Der stehende Schein, den der weiße Himmel auf die Erde warf, war noch greller geworden. Die ganze Talfläche schien nah vor das Auge gerückt. Die dunklen Seen glänzten; ein blendender Streif, lag die Straße dazwischen. Die Berge standen zum Wall gereiht düster unter dem gleißenden Himmel und zeyten jeden Riß und jede Schrunde im Felswerk, und diese waren wie Narben an ihren verwetterten Felsen.

Als Kain herantrat, wendete sich Fausch um. „Warten sie schon unten?“ fragte er.

Eben da kam etwas zwischen den Felsen hervor, an denen er gestanden hatte. Es war die Vinzenze. Sie tat, als ob ihr Kommen selbstverständlich sei, aber das Blut flog ihr ins Gesicht. „Ich habe Euch nicht Ade gesagt, Schmied,“ sagte sie.

Er nahm ihre Hand in die seine, und als Kain in diesem Augenblick herantrat, faßte er auch dessen Rechte und legte sie zu der der Vinzenze. Die beiden Hände hatten leichten Raum in seiner einen. Dabei lachte er. Dieses Lachen war aber etwas so Seltenes und Fremdes, daß es sein ganzes Gesicht veränderte. Es war weder lustig noch spöttisch. Es lag darin vielleicht alles, was Stephan Fausch an Fremdlichkeit zu geben hatte. Der Blick seines einen Auges war dabei größer und stiller als sonst. Er glitt über Kain und Vinzenze hin. Und da er sie so mit einem Blick gleichzeitig ansah, empfanden sie, als ob er sagen wollte: „So — Ihr — zusammen gehört Ihr also, Ihr zwei!“ Dabei fuhr er mit seiner freien Hand einmal über ihre beiden, und das war vielleicht, wie das Lachen, die erste Liebe, die, seit die Maria tot war, Stephan Fausch einem anderen zu fühlen gab. Es war eine sparsame, dürftige und trockene Liebe und nichts Weiches daran; nur als seine Hand die Kains berührte, geschah, was keines bemerkte, zitterten in dem schwarzen wolligen Bart die schwulstigen Lippen einmal nur ganz kurz. Es war eine unwahrscheinliche Sache und doch — vielleicht hatte Fausch einen Seufzer in sich erstickt. Dann nahm er den Blick von ihnen, und während er sich umdrehte, flog sein Auge noch einmal groß und langsam und als löste es sich schwer über die Hochebene, bis hin ans Hospiz und über die dunklen, zerrissenen Berge und über den weißen Himmel darüber.

„So, ade,“ sagte dann Fausch zu Kain und dem Mädchen, ließ ihre Hände fallen und ging, ganz wie sonst mit gesenkter Stirn, schwerfällig, im Neußern die Mürrigkeit verratend, die er im Wesen hatte. Er sah sich nicht mehr um.

Kain und Vinzenze schauten lange hinter ihm her. Sie konnten ihn wohl beobachten. Wenn er auch auf Augenblicke in einer Windung der Straße verschwand, tiefer unten sahen sie ihn wieder auftauchen und konnten ihn bald hinter dem Wagen herhschreiten sehen, dunkel und plump und groß.

Kain war ganz still. Er hatte den Hut abgenommen und hielt ihn in beiden Händen. Er wußte selber nicht, warum er das tat. Er

staunte dem Vater nach, und feinetthalben hatte er unwillkürlich den Hut abgenommen.

Vinzenze wandte sich jetzt zu ihm. Sie atmete rasch als ob sie erst jetzt sich von dem vorigen schnellen Laufen erhole. „Weißt, warum ich Euch nachgelaufen bin, Franz?“ fragte sie. Ihre Augen glänzten.

Kain schüttelte den Kopf.

„Es fiel mir auf einmal ein, daß er Dich mit fortnehmen könnte, Dein Vater.“

Die Angst, die sie hergetrieben hatte, war noch in ihren Worten und in ihrem Blick zu erkennen. Kain legte seine Hand dankbar auf die ihre; dabei schauten sie immer noch auf den Zug, der sich talzu bewegte.

„Er ist ein sonderbarer, Dein — der Schmied,“ flüsterte die Vinzenze wieder. „Ich habe mich immer halb gefürchtet vor ihm.“

Da schien Kain aus tiefen Gedanken zu erwachen. Er wandte sich, nahm das Mädchen bei der Hand und hob an, mit ihr dem Hospiz wieder zuzumachen. Dabei schaute er mit großen Augen ins Weite. Den Hut trug er noch immer in der Hand. Plötzlich blieb er stehen. „Es ist mir,“ sagte er, immer mit stummendem Blick. „daß wir ihn alle mißverstanden haben, den Vater.“

Die Vinzenze wagte nicht zu erwidern. So seltsam war sein Wesen. Er schritt schweigend neben ihr hin, und an diesem Abend und noch oft nachher war er mit den Gedanken mehr bei dem Vater, der gegangen war und nicht wieder kam, als bei Vinzenze, an die er sein Herz gehängt hatte, und von der er bald wußte, daß Stimmen sie ihm nicht verweigern werde. —

✻

Aus Schacht und Hütte.

Bilder aus dem Bergmannsleben im Ruhrrevier.

Von Max Hirtel.

Niedrige, rauchgeschwärzte Hütten, überragt von qualmenden Schornsteinen und dem gespenstisch himmelanstrebenden eisernen Schachtgerüsten, bilden die Zechenkolonie. Der Himmel ist umschleiert vom Dunst und Nebel der Schloten, die Luft dick, grauschwarz und schwefelich. Nirgends ein freundlicher Ruhepunkt für das Auge. Auf dem weiten Zechenhof ist wenig Leben. Die vorübergehenden Beamten und Arbeiter beachten den bekommen dreinschauenden, Arbeit suchenden Neuling kaum. Endlich kommt die Zeit des Schichtwechsels heran. Arbeiter betreten einzeln oder in kleinen Gruppen den Zechenplatz. Ihre groben Leinwandhosen stecken in Schmierstiefeln, den Hut oder die Mütze haben sie auf die Seite geschoben, der Hemdtragen steht offen. Die blecherne Zweiliterkanne mit kaltem Kaffee hängt ihnen von der Schulter. Sie bewegen sich schleppend nach der Waschkäule und verschwinden still und geräuschlos in der Schachtanlage. Es ist die aufstehende Schicht. Die Gruppen werden dichter und dichter, immer mehr kommen und gehen. Alte und Junge, Deutsche und Ausländer, alle mit dem gleichmäßig müden Gesichtsausdruck und dem schleppenden Gange verschwinden auf dem Wege zur Hängebank, von wo aus sie in die Tiefe, vor Ort befördert werden. Jetzt kommen auch die ersten vom Schachte her. Sie haben schon gebadet, die Haare sind noch naß. Nach Abgabe der Kontrollmarke machen sie sich schweigend oder in ruhiger Unterhaltung zum Lore hinaus.

Vor den Schalterfenstern der einzelnen Nebiersteiger wird es lebendig. Der und jener hat etwas vorzubringen; Entschuldigungen, Bestellungen, Klagen, Wünsche, Beschwerden. Und die Obersteiger, Betriebsführer und sonstige Werkbeamte sind anwesend. Meist kommen die niederen Beamten, Schichtenbuch und Meterma-

Gedichte von Robert Schweichel.

Der Adler.

In stolzem Flug zieht seine Ringe
Der Adler um die roßige Firn,
Als wollt er kühlen mit der Schwinge
Die letzte Blut der Felsenfirn.

Es sinkt der Tag, die Nebel steigen,
Aus allen Tälern wallt's empor,
Die Tiefe ruht in dunklem Schweigen,
Die Höhen deckt ein grauer Flor.

Und höher strebt in weitem Bogen
Der stolze Nar dem Lichte nach
Nun hat auch ihn die Nacht umzogen,
In Nacht verrauscht sein Flügelschlag
(1854)

Der Bergfee.

Der Bergfee schlummert unbewegt
Im milden, nächtlich-stillen Scheinen,
Es schlummern rings, in Nacht gehegt,
Die Föhren auf den moosigen Steinen.

Sie träumen und es träumt das Herz,
Des heißen Oranges nun begeben,
Selbst von dem tieffigefühlten Schmerz
Beginnt es lösend sich zu heben.

Am Himmel leise dämmerts auf,
Die Nacht weicht zögernd von den Matten,
Anfichtbar kommt der Mond herauf —
Den See verhüllen tiefe Schatten.

Aufblitzend läßt ein Silberhauch
Der Firnen Schnee, die dunkle Welle,
In Silber baden Fels und Strauch
Und alle Wipfel schimmern helle.

Von Zweig und Blättern tropft ein Glanz,
Ein Zauber wie von stillen Tränen,
Und es ergreift die Seele ganz
Ein namenlos unendlich Sehnen.

Hoch über allen Gipfeln schwebt
Der Mond im Aether reiner Bläue —
Ob jetzt auch sie den Blick wohl hebt
Und mein gedenkt in Lieb' und Treue?
(1858)

Spielt der West . . .

Spielt der West in Blütenzweigen,
Auf die Liebe streut er Schnee;
Junge Liebe führt den Reigen,
Junge Liebe kennt kein Weh.

Blütenschnee im vollen Haare,
Ruh'n nach dem schnellen Tanz
In dem Schatten froh die Paare,
Und sie windet einen Kranz.

Windet in die Blumenblätter
Ihre Liebe sinnend ein,
In dem Süden steht ein Wetter
Und der Donner grollt herein.

In den Gräsern zittern Tropfen,
An der Wimper blinkt ein Raß,
Und die bangen Herzen klopfen
Und die Wange schaut so blaß.

In den Zweigen rauscht es schaurig,
Kränze welken vor dem Hauch,
Welken auf den Gräbern traurig,
Und die Liebe wandt sie auch.

Welke Blätter! — Lieb' und Blüten
Sind verkommen und verdorrt.
Wirbelnd führt des Herbststurms Wüten
Auch die letzten Blätter fort.
(1858)

Des Königs Gäste.

Der König sitzt beim Mahle, die Ritter ihm zur Hand,
Und auch viel edle Damen in Schmuck und Pracht-
gewand;

Laut tönt im Saal der Jubel, doch auf des Schlosses
Turm,
Die Fahne knarrt und wirbelt im wilden Frühlings-
sturm.

Der König schaut im Kreise mit heif'rem Blick umher,
Er hebt den goldenen Becher, er trinkt ihn fröhlich leer,
Und zu dem Kranke schmetternd Trompet' und Pauken
hell:

„Frisch auf, frisch auf, Herr Schenke, füllt mir den
Becher schnell!

„Hört ihr des Sturmes Rasen? Das ist die Früh-
lingschlacht!

Frisch auf, ihr lust'gen G-itter, nun zeigt eure Macht!
Ihr seht mir wackre Kämpen, mit eurem Toben all,
Wanz andren Stürmen troste schon dieses Schlosses
Wall.

„Da ward um meine Krone gewirfelt manchen Tag,
Da ward um sie geschlagen wohl mancher schwere
Schlag;

Ich lad' euch, all' ihr Geister, ich forder' euch zum
Strauß!

Als Preis des Sieges wieder, die Krone setz' ich aus.“

Der König spricht es lachend, und fasset den Pokal,
Da weht es kalt und schaurig, wie Grabluft durch
den Saal,

Und die Gerufenen kamen! Sie wandeln bleich und
stumm,

In blut'gen Leichentüchern um seinen Tisch herum.

Das sind dieselben Mienen, er kennt die finster'n noch,
Die, mutig abzuschütteln sein drückend schweres Joch
Einst an das Recht ihn mahnten, voll Freiheitsstinn
und Kraft:

Da hat im bösen Streite sein Schwert sie weggerafft.

Und wie sie langsam schreiten um seiner Tafel Rund,
Da tönt es wie Posaunen aus bleichem Geistermund:

„Weh dir, du schlugst die Freiheit! Weh dir, du
schlugst das Recht!
Und weh, die Liebe schlugst du im blühenden Geschlecht!

„Weh dir, du brachst die Treue, du brachst dein
heilig Wort:

Du hast dich selbst geschlagen, es stürzt dein eig'ner
Hort.

Du hast uns eingeladen, wir weichen fürder nicht;
Du riefst uns auf zum Streite, wir kommen zum
Bericht.“

Groß starrt des Königs Auge, sein Haar sträubt
sich empor,

Wie Donner in die Seele schallt ihm der Geisterchor;
Der schreitet bleich und drohend, ein ewig langer Zug,
Die königliche Halle, sie scheint kaum weit genug.

„Hinweg, so ruft er bebend, hinweg du Spukgebild!“
Und nach dem Schwerte greift er, und schwingt es
bleich und wild. —

„Hinweg, ich bin der König! Jesus, erbarme dich! —
Zur Hülfel — Weh, die Schatten, die blut'gen
morden mich!“

Es fahren auf die Gäste, stumm wird der Jubelklang.

„Was habt ihr, edler Herr?“ Die Königin fragt
es bang,

Und zu den andern spricht sie, wie blickt ihr Auge
hohl:

„Ich bitt' euch, geht mitsammen, dem König ist nicht
wohl!“

Des Schlosses stolze Hallen, wo froh der Becher kreist'
Beim königlichen Mahle, sind dunkel und verwaist;
Doch oft, in stillen Nächten, hört man ein Stöhnen
laut —

Es hat den kranken König kein Auge mehr geschaut.
(1859)

Guter Rat.

Hütet euch, ihr holden Frauen,
In der Liebe Macht zu fallen.
Meiner Warnung dürst ihr trauen,
Da mir grau die Locken wallen.

Wenn die Liebe wird geboren,
Einen Dorn pflanzt sie ins Herz
Und es blutet, wenn verloren
Sie, in ungestilltem Schmerze.

Doch ich süß, es ist vergebend!
Ward' ich selber denn verzichtet
Auf das höchste Glück des Lebens
Trotz der Schmerzen? — Nein, mit nichten!
(1891)

Wanderfahrt.

Den Stab zur Hand, und fort in die Welt!
Rehnt euch Gott, ihr Lieben zu Haus!
Ich sinne froh mir selbst das Weite
Und bellend springt mein Pudel voraus.

Wie schön die Welt! wie blühend, wie rosig!
Glück auf, du Verbe! Glück auf Gesell!
Grüß Gott, ihr Mädels, schelmig und lustig!
Dank für die Labung, sprudelnder Quell!

Es öffnen sich die Täler, es streben
Die Berge lähn zum Himmel hinan;
Frei wie die Wolken ziehen und schweben,
Durchmüßt die Welt des Wanderers Bahn.

Und keiner Sorge Zagen und Schwanken
Verhält den Mut der glühenden Brust;
Frei schweift der Vogel, frei die Gedanken:
O wandern, wandern, selige Lust!

Grüß Gott! grüß Gott, ihr fröhlichen Zecher!
Und ist der Wein auch wärzig und klar?
Schenk ein zum Rande den blinkenden Becher!
Dein Wohl, du Maid im sonnigen Haar!

Sei, wie so flink die Gläser sich leeren!
Sie steckt ein Sträußchen mir an den Hut;
Und einen Kuß in Züchten und Ehren — —
Ade! ade du liebliches Blut!

Sie schaut uns nach in lauschendem Sinnen,
Voll ist das Herz, die Flaschen sind leer;
Ade! wir ziehen singend von hinnen,
Weiß keiner nicht vom andern woher?

Wir fragen nicht, wir singen und wandern,
Bis links und rechts die Straße sich zweigt;
Die einen geh'n, es scheiden die andern:
Ade! — der Sang verhallet und schweigt.

Leb wohl! ruft jeder Weiser am Wege,
Und einsam schreit' ich fürder im Tal,
Und zögernd über Brücken und Stege:
Was sie daheim wohl schaffen zumal?

Die Sonne sinkt, es dämmert im Grunde;
Nun denkt zu Haus die Süßeste mein,
Am Fenster lehnt sie selbige Stunde,
Es folgt ihr Blick dem schwindenden Schein.

Sie faltet still die Hände, die Locken
Vom letzten Glanze rosig umweht,
Zur Abendrube läuten die Glocken,
Dem Fernen gilt ihr innig Gebet.

O Tor, was such ich draußen im Raume?
Die Welt gibt nichts dem Herzen zurück,
Sie lockt und reizt, und lohnt nur im Traume;
Daheim nur blühet, im Engen, das Glück.
(1891)



Robert Schweißel. unser am 25. April d. J. verstorbenen Freund und Genosse, würde am 12. Juli dieses Jahres seinen 86. Geburtstag gefeiert haben. Wir können diesen Gedenttag nicht würdiger begeben, als indem wir unsern Lesern eine Auswahl von Gedichten des Verstorbenen darbieten. Als Novellist und Romanschreiber war Robert Schweißel in weiten Kreisen bekannt und geschätzt, seine Gedichte hingegen sind mit wenigen Ausnahmen nicht in die Öffentlichkeit gedrungen. Er selbst hat sie ihre vorentfallen. Nicht wie der Gehalt, der seine Schätze vergräbt, sondern wie der in seiner Werkstatt still sinnende Künstler, der, während er seine großartigsten Prosawerke schuf, sein inneres Fühlen und Denken in hochpoetischer Form seinem verfeinerten Wappens anvertraute, gleichsam zum Schmuck des eigenen Heims und zum Genuß der ihm seelenverwandten Freunde. Schweißel hat stets zu den wenigen gehört, die, gleichgültig gegen hohlen Ruhmesklang und äußere Vorteile, sein Licht entsagungsvoll unter den Scheffel stellte, zufrieden mit der Anerkennung, die seinem Talent und Fleiß von gleichstrebenden, verständnisvollen Geistern gezollt wurde. So möge denn diese Probe seiner poetischen Begabung, die auch seinen Prosawerken einen so hohen Glanz verleiht, unsern Lesern das Bild des durch Charakter, Talent und Geist ausgezeichneten Mannes vervollständigen und sein Andenken bei seinen Zeitgenossen befestigen helfen.

Die Melonenesser. Die spanische Malerei setzte erst im 17. Jahrhundert mit selbständiger Kraft ein. Bis dahin standen die Künstler des Landes unter niederländischem oder italienischem Einfluß.

Der Katholizismus und das Königtum sind die beiden Pole, zwischen denen sich die spanische Kultur der damaligen Zeit bewegt. Das Nationalcharakteristische liegt darin, daß die religiösen Bilder eine eigene Welt haben, eine Welt der Empfindung, wie wir sie bei anderen Völkern nicht finden. Ein heißer, ekstatischer, sinnlicher Zug ist in dieser Kunst. Daneben die Porträtkunst, die die Kavaliere, Feldherren und Minister des Hofes zeigt. Im Gegensatz zu der glühvollen, religiösen Malerei hier eine kühle Kunst. Auch das ist charakteristisch: die steife, spanische Grandezza, die Vorliebe für gemessene Posen, achtunggebietende Zurückhaltung.

Zwei Künstler vertreten in typischer Weise diese beiden Richtungen der spanischen Kunst: Murillo und Velasquez. Murillo der Maler der glühvollen religiösen Bilder; Velasquez der Künstler der vornehmen Welt, die er mit einer unnachahmlich reifen Kunst der Nachwelt überliefert.

Aber man würde fehlgehen, wollte man das Schaffen dieser beiden Künstler in dieser Weise beschränken. Wohl ist hierin ihre besondere Art typisch festgelegt; dem Zeitgeist entrichteten sie damit ihren Tribut. Aber beide haben eine Verbindung in einem dritten Gebiet. Murillo wie Velasquez haben Szenen aus dem Straßenleben des Volkes mit einer Frische und Kraft gemalt, die noch jetzt unmittelbar auf uns wirken. Da sehen wir keine Heiligen, keine Feldherren, keine Staatsmänner, keine Madonnen. Mit einer in der Kunst seltenen dastehenden Kraft ist hier das Leben angefaßt; wir sehen einen Naturalismus der Auffassung, die manche moderne Anschauung übertrifft. Trotzdem ist noch soviel Kunst drin, daß das Zufällige, Momentane nicht überwiegt. — Stoff und Gestaltung sind eins geworden. Es ist keine Disharmonie vorhanden. Und die Persönlichkeiten von Künstlern sprechen sich aus, ohne Voreingenommenheit, ohne Scheu. Velasquez malte seine „Bodegones“ d. h. Genrestück aus der täglichen Umgebung, Lastträger, Musikanten, Arbeiter; voll schrankenloser Kraft und Sicherheit in der Erfassung der einzelnen Charaktere und in der Durchführung der malerischen Tendenzen. Die volle Glut südländischen Lebens ist in diesen Gestalten. Und ebenso malt Murillo Szenen aus dem Leben der Sevilaner Straßenszene. Er malt mit Vorliebe Kinder und trifft hier vollendet den Typus des vollbäckigen Kindes, das mit dunklen Augen verlangend in die Welt blickt. Er hat jene weiche Kontur, jene satten Farben, die unwillkürlich die heiße, sonnige Luft des Südens mitgeben.

Dieser gesunde Grund der spanischen Kunst ist es, den wir auch in den sonst im Motiv so fern liegenden anderen Bildern dieser Künstler verspüren. Die Heiligen sind echte Spanier, das kleine Christuskind zeigt den gleichen Typus wie die Straßenszene und die Madonnen sind spanische Schönheiten. Von diesen Szenen aus dem Leben der Straßenszene sind die berühmten fünf Pärchen, die in München in der Pinakothek hängen, von denen wir das eine, die Melonenesser bringen, wohl die markantesten. Nachbildungen dieser Gruppen sind über die ganze Welt verbreitet.

Murillo stammte von armen Eltern. 1617 in Sevilla geboren, kam er, früh verwaisst, nach Madrid, wo ihn der angesehenere Hofmaler Velasquez freundlich unterstützte, so daß er bald Auszüge erhielt. 1645 kehrte er nach Sevilla zurück. 1660 wurde er Direktor der neugegründeten Malerakademie. Bei der Arbeit an einem Altarbild fiel er vom Gerüst und starb am 3. April 1682 in Sevilla. Einen Ruf an den Hof hatte er ausgeschlagen. Er hinterließ etwa 500 Gemälde, von denen nur wenige eine Ermüdung oder Wiederholung zeigen. Mit seltener Frische ging er immer von neuem an sein Werk. — e. s.

Pierre Jean Veranger. Am 16. Juli ist ein halbes Jahrhundert seit dem Tode des größten Volksdichters der Franzosen verfloßen. In Deutschland ist sein Name zuerst durch Adalbert v. Chamisso bekannt geworden, der uns auch die ersten Uebersetzungen Verangerscher Chansons gab. Was ist ein Chansonnier? Einer, der ein Sohn des arbeitenden Volkes ist und für dieses seine Lieder singt. Veranger war es. Er durfte von sich sagen:

„Denn mein und meiner Muse Wahlspruch lautet:
Wie sind vom Volk, mein Liebes, ich und du.“
Und wie ernst hat er seinen Beruf als Volksdichter aufgefaßt! In der dritten Vorrede zu seinen Liedern, als er Abschied nimmt vom Publikum, schreibt er darüber:

„Rechtmal bedacht hätte ich, wenn die Dichter unserer Zeit bedacht hätten, daß in Zukunft das Feld der Literatur für das Volk angebaut werden muß, sie hätten mir die geringe Palme nicht mißgönnt, die mir, da sie nicht darum ringen wollten, zu erwerben gelungen ist und die ohne Zweifel länger geerntet hätte, wenn sie sich unter glorreichere hätte mischen können. Wenn ich vom Volke rede, so meine ich die Menge, den Pöbel, wenn man will. Es hat keinen Sinn für scharfsinnige Untersuchungen, für Feinheiten des Geschmacks; gut! aber eben damit verpflichtet es auch die Schriftsteller zu energischeren, gewaltigeren Konzeptionen, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Seiner starken Natur müßt ihr euren Stoff und seine Behandlung anpassen; es verlangt keine abstrakten Ideen, keine Figuren, zeigt ihm das Menschenherz nackt! Erfindet, konzipiert für die, die nicht lesen können; schreibt für die, die schreiben können...! Infolge eingewurzelter Gewohnheiten beurteilen wir das Volk immer noch nach vorgefaßten Ansichten. Wir sehen in ihm nur eine plumpe Masse, unfähig erhabener, edler zarter Eindricke... Ist noch Poesie in der Welt, so ist sie in dieser Masse zu suchen. Versucht es, dichtet für sie. Aber um es zu können, müßt ihr das Volk studieren. Arbeiten wir, um uns applaudieren zu lassen, so behandeln wir es, wie die Adligen, die ihm in den Tagen ihrer Munizipalverwaltung an den Kopf werfen und es in verfälschtem Wein ertränken. Nehmt unsere Maler: stellen sie Leute aus dem Volke dar, selbst in historischen Kompositionen, so gefallen sie sich darin, historisch zu zeichnen. Könnte das Volk ihnen nicht zurufen: „Ist es meine Schuld, wenn ich elendiglich zerlummt daher komme, wenn mein Gesicht gebrandmarkt ist durch die Not, manchmal selbst durch das Laster? Auf diesem Lager, abgearbeiteten Antlitz hast er die Begeisterung des Muts und der Freiheit geblüht; unter diesen Lumpen fließt das Blut, das ich fürs Vaterland verspreige. Wenn meine Seele sich erhebt, dann müßt ihr hätte malen, dann bin ich schön! Und das Volk hätte Recht, wenn es so spräche. Kunst und Wissenschaft sind aus den niederen Klassen hervorgegangen!... Das Volk ist meine Muse!“

Veranger erblickt des Dichters Aufgabe darin, daß er es vermag, seine Ideen in mannigfaltige, kleine Kompositionen zusammenzudrängen, die mehr oder minder dramatisch sind, und die der Instinkt des Volkes ergreift, wenn ihm auch vielleicht die gelungensten Details entgehen. Das nennt er die Poesie nach unten zu erweitern. Bei seinen Zeitgenossen, vornehmlich beim Volke, fand Veranger alles, was der Dichter notwendig hat, um aus vollem Herzen singen zu können. Nicht Brot und Glanz und Reichthum machen glücklich. Ein Dichterberz will Liebe. Und diese Liebe hat Veranger wie wenige besessen. Das französische Volk hat ihn förmlich auf den Armen getragen! Und dennoch ist er nie eitel oder hoffärtig gewesen. Er wollte nichts mehr, als der Sänger seines Volkes sein und sein Stückchen Brot zum Leben haben. Veranger wurde am 19. August 1780 zu Paris geboren und wuchs fast ohne Erziehung auf. Bierzehn Jahre alt kam er zu einem Buchdrucker in die Lehre. Von ihm empfing er den ersten notwendigen Unterricht, aber auch die ersten poetischen

Unterweisungen. In seiner Jugend wurde er natürlich auch von den ehrgeizigsten Dichterträumen geiviegt; es gibt keine leinige Genie der höheren Poesie, in dem er sich nicht insgeheim versucht hätte. Es kam nun eine Zeit der schwersten Not über ihn, aber da fand er in Lucien Bonaparte einen Gönner und später mit 20 Jahren einen beschiedenen Schreiberposten im Ministerium des Inneren. Seinen ersten Erfolg als Chansonnier errang er mit „Le roi Yvetot“ (Der König von Yvetot). Die Lied ist eine Satire auf Napoleon I., geschrieben 1813, als dieser auf dem Gipfel seiner Macht stand. Es machte in Paris, namentlich in der Vorstadt St. Germain, ungeheures Aufsehen. Napoleon absetzte diesmal sofort Takt, es zu desavouieren, obwohl Veranger ihm bereits das Wehrlied sang.

Wald darauf debütierte er mit seinem im Volkton gehaltenen „Chansons morales et antres“ (Moralische und andere Lieder). Die zweite Sammlung „Chansons nouvelles“ (Neue Lieder), die politische Satiren enthielt, brachte ihm, außer dem Verlust seines Postens, drei Monate Gefängnis ein. Die Schweizer boten ihm eine Zufluchtsstätte an für den Fall seiner Verhaftung. Er blieb. Die nächste Sammlung seiner Lieder hatte wegen der Verpötlung Karl X. zufolge, daß Veranger am 10. Dezember 1820 zu neun Monaten Gefängnis, 6000 Franks Strafe und 1250 Franks Gerichtskosten verurteilt wurde. Die Geldstrafe brachte Veranger, während der Dichter in der Zelle saß, durch eine Sammlung auf. Daß seine Chansons auf die Bewegung von 1830 großen Einfluß ausübten, ist selbstverständlich. Veranger lehnte jedoch wie später alle ihm angetragenen Ämter und Würden ab. Die dankbare Nation ließ ihn, als er gestorben war, auf Staatskosten beerdigen und errichtete ihm in Paris ein Denkmal. — e. k.

Das Andenken an Nikolai Nekrassow, den großen russischen Dichter, wird wieder wach, seitdem im Zarenreiche die Revolution ihre Haupt erhoben hat. Denn wenn einer, so verdient Nekrassow mit Recht und Recht den Namen eines Dichters des Volkes, dem er mit Leib und Seele angehört, dem sein Schaffen und Kämpfen bis zum letzten Atemzug gegolten. Nekrassow wurde 1821 im Gouvernement Kaminsk-Rubozsk als Sohn eines armen Unteroffiziers geboren. Die Mutter starb sehr früh und ließ dreizehn Kinder in großen Mitleid zurück. Mit 16 Jahren ging Nekrassow Studierend halber nach Petersburg. Welch furchtbares Elend der Student dort durchzumachen gehabt haben muß, hat er später selbst geschildert: „Voller drei Jahre hindurch hatte ich Tag für Tag zu hungern. Es geschah oft, daß ich in eines der großen Restaurants ging, wo man Zeitungen zu lesen bekommt, auch wenn man nichts zu essen bestellt, und während ich meine Zeitungen las, pflegte ich den Brotkeller heranzurufen und das Brot zu essen, und das war meine einzige Nahrung.“ Schließlich, so berichtet Peter Krapotkin in seinem bedeutenden Werke „Ideale und Wirklichkeit in der russischen Literatur“ (in deutscher Uebersetzung von V. Ebenstein, im Verlag Theod. Thomas-Leipzig), wurde Nekrassow krank, und als es anfing, ihm wieder besser zu gehen, verweigernte ihm an einem kalten Novemberabend der alte Soldat, von dem er sein armseliges Zimmer gemietet hatte und dem er bereits Geld schuldig war, den Zutritt zu seinem Zimmer. Nekrassow hätte die Nacht auf der Straße zubringen müssen, aber ein vorübergehender Bettler hatte Mitleid mit ihm und nahm ihn mit sich nach einer Spelunk in der Vorstadt, wo der junge Dichter sogar noch für eine Bittschrift, die er für einen der Stammgäste schrieb, einige Pfennige verdienen konnte. Das war Nekrassows Jugend. Seine Liebe war und blieb das Volk aus der ärmsten und tiefsten Schicht. Ihm, der Masse, den Bauern sang er seine Lieder. Hatte er ehemals gegen die Leibeigenschaft den geistigen Kampf geführt, so später gegen das ökonomische und politische Joch, gegen das Elend der dunklen Volksmasse. Er schrieb einmal: „Der Kampf des Lebens hinderte mich, ein Dichter zu werden, und meine Gedichte hinderten mich, ein Kämpfer zu sein.“ Und an einer anderen Stelle: „Nur der, der den Aufgaben seiner Zeit dient und sein ganzes Leben dem Kampf für seine Mitmenschen widmet, nur der wird über seinen Tod hinausleben.“ Dies Wort hat sich an Nekrassow selbst bewahrheitet. Seit den letzten Dezembertagen des Jahres 1877 weißt er nicht mehr unter seinem Volke; aber seine Dichtungen sind Gemeingut aller geworden. Sie werden außerordentlich viel gelesen, und zwar, so berichtet Krapotkin, nicht nur von den gebildeten Klassen, sondern ebenso von den Bauern. — ki.

Nachdruck des Inhalts verboten!